

Lothar Rumold

Parklandschaft mit Wörtern: ein geo-graphisches Projekt

ANFANG, GEDULD, HOFFNUNG, WUERDE
vier Wörter im "Hoffnungspark"

beim Hagsfelder Friedhof, 2009, Eiche

180x50x50 cm, 180x50x50 cm, 210x50x50 cm, 170x40x40 cm

"Landschaft wahrzunehmen muss gelernt sein,
das gilt sowohl historisch als auch individuell."

Lucius Burckhardt: *Warum ist Landschaft schön?*

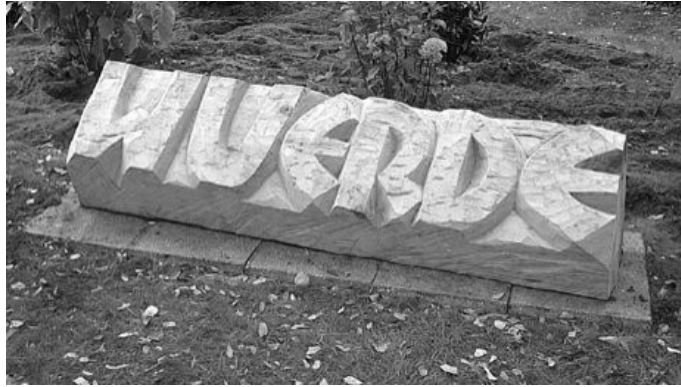


Inhalt

Einleitung I-V: S. 4-6

Lexikoneinträge zu "Anfang", "Geduld", "Hoffnung", "Würde": S. 8-16

Schlussbemerkung: S. 18



I.

Bei der Arbeit an den Hagsfelder Wörtern im August 2009 wurde ich von einem offenbar kunstinteressierten Beobachter darauf hingewiesen, dass das Wort "Anfang" nicht in den Zusammenhang passe – "Ruhe" ja, "Anfang" nein. Hätte der Kritiker gewusst, dass die eichenen Wörter für einen kleinen Park auf dem Gelände des Friedhofs in Karlsruhe-Hagsfeld bestimmt waren, hätte sein Sinn für das, was nicht zusammenpasst, wahrscheinlich noch um einiges empfindlicher reagiert.

Daran gewöhnt, dass der profan-materielle Aspekt meiner Tätigkeit (Kaminholz als Haupt- und/oder Nebenprodukt) zufällig hinzutretende Augenzeugen meiner Nutzwertverfehlungen brennender interessiert als irgendwelche geistigen Aspekte des selben Tuns, wurde ich von diesem überraschenden Angriff auf meine Wortauswahl ziemlich kalt erwischt. Meine verbalen Abwehrgesten wirkten daher wohl auch ein wenig hilflos.

Ob dieser Versuch einer Art Verteidigungsschrift überzeugender ausfallen wird als mein noch am Tatort improvisiertes Plädoyer, ist fraglich. Fraglich ist allerdings auch, ob es da überhaupt etwas zu verteidigen und zu rechtfertigen gibt. Denn würde jemand eine Geschichte erzählen, die beispielsweise aus den Wörtern "Hose", "Hemd" und "Abendrot" bestünde, wäre es nicht Sache des Autors, dies als Stiftung eines Bedeutungsgefüges zu erklären und zu rechtfertigen, sondern es wäre (wie immer) die Aufgabe des Lesers, sich seinen Reim darauf zu machen und den (oder *einen*) Sinn der Wortkombination zu (re)konstruieren.

II.

Gertrude Steins intellektuell-asketische Bescheidenheit wollte und konnte sich in einem bestimmten Moment einen Moment, genauer: einen Satz lang damit begnügen, dass eine Rose eine Rose sei. Das mit dieser Tautologie verknüpfte spirituelle Übungsprogramm kann aber für unsere unruhigen Herzen und Hirne nur einer von vielen möglichen geistigen Trimpfpfaden sein.

Schon ein kurzer Blick in irgendein Wörterbuch oder Lexikon genügt, um festzustellen: ein Wort ist immer mehr als nur *ein* Wort. Wörterbücher und Lexika sind Sammlungen von Kurztexten oder Textkonzentraten, die darüber informieren, was uns beispielsweise das Wort "Rose" außer "Rose" noch alles sagen will. Die Bedeutung eines Wortes kann verstanden werden als der (streng genommen endlose) Text, der seine Bedeutung expliziert.

III.

In einem sprachwissenschaftlichen Nachschlagewerk wird auf die "reaktiven Gefühle und Stimmungen" hingewiesen, die ein Wort hervorrufe. Diese bildeten "einen Kranz von Nebenvorstellungen und Gefühlswerten um den begrifflichen Kern der Wortbedeutung, die von Sprecher zu Sprecher verschieden sein können". (Theodor Lewandowski: Linguistisches Wörterbuch, 4. Auflage, S. 1192) Von den Wörtern führt also ein Weg zu den Erfahrungen und von diesen wieder hin zu anderen

Wörtern - um der Einfachheit halber einmal so zu tun, als ob Wörter ohne Erfahrungen und Erfahrungen ohne Wörter zu haben wären.

Wie der Resonanzraum, in dem jedes Einzelwort seelisch und geistig fortschwingt, dazu tendiert, neuro- und psychokosmische Dimensionen anzunehmen, so ist das Medium, in dem sich die Wellen dieses Wortes ausbreiten, am Ende der individuelle Wortschatz selbst, einschließlich aller konventioneller Wortverbindungen wie Redewendungen, Redensarten, Sprichwörter usw. - wobei das mit "Wortschatz" Gemeinte immer sowohl mehr als auch weniger ist als das, was im Duden steht.

Damit ist angedeutet, womit wir zu rechnen haben, wenn wir Wörter oder Begriffe in den (öffentlichen) Raum stellen oder legen. Unvermeidlich stellen sich weitere Wörter, Redewendungen, Sätze, individuelle Assoziationen, Gefühle und Erinnerungen ein. Der situative Kontext von Friedhof und Altenheim, das konkrete räumlich-soziale Umfeld der Wörter ANFANG, GEDULD, HOFFNUNG und WUERDE tragen das ihre dazu bei.

IV.

Die Umgebung der in die Hagsfelder Friedhofsparklandschaft geschriebenen Wörter ist, wenigstens auf den ersten Blick, nichtsprachlicher Art - Bäume, Sträucher, Bänke, Wege, gelegentlich Menschen, Grabzeichen und im weiteren Umkreis auch verschiedene Gebäude: die Kirche, die Friedhofskapelle, das Altenheim. Doch bereits diese Aufzählung lässt ahnen, dass die Trennung zwischen Sprachlichem und Nichtsprachlichem etwas Unnatürliches oder besser gesagt: *Unkultürliches* hat. Eine sprachfreie Ding-Welt ist, außer in der analytischen Abstraktion, ebensowenig zu haben wie ein von Dingen freier Sprachraum. Der real erlebbare Kontext ist stets ein hybrider Raum, in dem sachliche und sprachliche, reale und illusionäre Momente in nicht leicht durchschaubarer Weise ineinander verwoben sind.

Daher stehen Wörter, wenn sie in der Landschaft liegen (dank des sprachlichen Aspekts, den diese auch besitzt), immer zugleich in einem sprachlichen Zusammenhang. Umgekehrt werden die Wörter als physische Objekte umstandslos in einen Kontext der äußeren Formen einbezogen, was hier mühelos gelingt, da an den wortförmigen Holzobjekten die Materialität der Sprache (wenn man so will: ihr landschaftlicher Anteil) deutlich hervortritt. Der Form als Landschaft und in der Landschaft gerecht zu werden ist die traditionelle Aufgabe der Bildhauerei. Die immer schon vorhandenen sprachlichen Aspekte als wesentliches Moment der Gesamtgestaltung anzusehen heißt aber, die Bildhauerei auch als eine Art Schriftstellerei, wenigstens aber als besondere Art des Schreibens zu begreifen.

V.

Wie ich unter II. bereits angedeutet habe, steht zu erwarten, dass die vollständige Explikation der Bedeutung eines Einzelwortes ins Ufer- und Endlose führt. Um aber wenigstens einen Anfang zu machen, und um das gedankliche Kreisen um die hier zu beachtenden Wortbedeutungen ein wenig in Schwung zu bringen, habe ich in der Badischen Landesbibliothek in den dort vorhandenen Enzyklopädien und Lexika die Begriffe "Anfang", "Geduld", "Hoffnung" und "Würde" nachgeschlagen und eine

Auswahl des dabei Gefundenen diesem werkbegleitenden (wenn nicht sogar werkkonstituierenden) Text beigefügt (S. 13ff.).

Es fällt auf, dass die älteren Einträge in der Regel ergiebiger sind als die neueren Lexikonartikel. (Eine Ausnahme bildet der umfangreiche Eintrag zum Stichwort "Hoffnung" in der Brockhaus Enzyklopädie, den ich eben wegen seines Umfangs hier nicht aufgenommen habe.) In vielen der neuesten Lexika erreicht die Uergiebigkeit insofern ihren Höhepunkt, als in ihnen die meisten der "Hagsfelder Wörter" überhaupt nicht mehr nachgeschlagen werden können.



ANFANG 1) In chronologischer Hinsicht. Der Anfang der Dinge ist als Erstes eines Ganzen entweder von der Natur selbst gegeben, oder er hängt von der Willkür der Vorstellung ab. Das Letztere ist der Fall bei den Gegenständen des Raumes, in welchen kein Rang Statt findet, z.B. bei einem Walde, dessen Anfang ringsum, also von unendlich vielen Seiten, sich denken läßt, so daß jeder Anfang im entgegen gesetzten Gesichtspunkte eben so gut als Ende, wie jedes Ende als Anfang betrachtet werden kann. Eben dieses ist anwendbar auf den Kreislauf der Zeit, sofern man sie als eine Kreislinie betrachtet, nur daß hier das Ende der Reihe mit dem Anfang in einen Punkt zurückfällt, was die Aegyptier sinnreich durch die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, bezeichneten. So wie sich daraus die Verschiedenheit der Anfänge in den chronologischen Cykeln erklärt; so rühren die verschiedenen Anfänge der Ären davon her, weil nicht nur die Zeit überhaupt als ein Abschnitt (tempus) der Ewigkeit zu betrachten ist, sondern auch die Zeit selbst wieder durch willkürliche Einschnitte in kleinere Abschnitte getheilt werden kann, da es dann in der Willkür des Menschen steht, den Anfangspunkt eines solchen Zeitraumes festzustellen, wie er will. [...]

ANFANG 2) In artistischer Hinsicht. Der Anfang ist dem Ende entgegen gesetzt, mithin das Erste eines Ganzen, welchem nichts vorher geht, was aber selbst allem Andern vorher gehen muß, wenn das Ganze vollständig seyn, und weder zu viel, noch zu wenig Theile enthalten soll. So leicht dieser Begriff eines Anfanges scheint, so selten wird er doch begriffen, oder vielmehr so oft wird dagegen gefehlt, so daß man das Sprichwort: Aller Anfang ist schwer, auch wol auf den Begriff des Anfanges anwenden kann. So wie man nicht immer daran denkt, daß jedes Ding zu seiner Vollkommenheit nicht bloß einen Anfang und ein Ende, sondern auch ein Mittel haben muß, ohne welches es gar nicht seyn, geschweige denn ein Ganzes ausmachen würde; so glaubt man nur gar zu oft, daß jeder Beginn schon ein Anfang sey, oder wenn man auch ahnet, daß nur der rechte Beginn den Namen eines Anfanges verdiene, so weiß man doch nicht recht, worin der wahre Anfang zu suchen sey. Der Beginn ist auch das Erste in der Reihe der in einander greifenden Handlungen, womit die Ordnung der darauf folgenden anhebt, und ohne welches diese nicht zur Wirklichkeit gelangen würden. Aber so wie nicht jeder Anfang ein Beginn ist, da ein Anfang überall sich denken läßt, wo eine Reihe oder Folge gedacht wird, mithin auch Gegenstände des Raumes einen Anfang haben; so verdient nicht alles, womit man beginnt, den Namen eines Anfanges, sondern nur das, womit man beginnen muß, um dem Ganzen seine Vollendung zu geben, so daß weder Uebermaß, noch Mangel bemerkbar sey. [...]

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber Professoren zu Halle, 1818-89

Anfang (gr. *arché*, lat. *principium*), zunächst Ausdruck des mythischen Denkens verbunden mit der Frage nach dem Ursprung der Welt (1. Mos. 1, 1; Upanischaden). Die Frage nach dem A. bestimmt zunächst auch das vorsokrat. griech. Denken; gefragt wird nach dem Urstoff der Welt, aus dem diese entstand und in den das einzelne Ding nach seiner phys. Zerstörung zurückkehrt. Bereits Anaximander von Milet verleiht dieser Frage jedoch eine begriffliche Wendung, die später für das griech. Denken im Rahmen der beiden Grundbegriffe A. und Ursache charakteristisch bleiben sollte. Aristoteles entwickelt eine Theorie ursächlicher Zusammenhänge, in

der materiale Ursachen von formalen sowie Bewegungs- und Zweckursachen unterschieden werden. Unter dem Einfluß christl. Denkens gewinnen dann kosmogonische Spekulationen ("*creatio ex nihilo*") erneut an Bedeutung und bleiben auch bis in die Neuzeit hinein Bestandteil einer philosoph. Physik. Kant behauptet, daß, abgesehen von gewissen Theorien über die Entstehung geschlossener physikal. Systeme, d.h. Theorien über physikal. Anfänge der Welt, Fragen nach dem räuml. oder zeitl. A. der Welt stets zu Antinomien führen und daher sinnlos sind. Die Frage nach dem A. enthält nun statt eines kosmologischen Sinnes ausdrücklich einen epistemologischen, erkenntnistheoretischen Sinn. Bereits Descartes und Locke hatten statt nach dem A. der Welt nach dem A. des Wissens, das dann auch als Wissen über die Welt formulierbar ist, gefragt und waren dabei zu den konträren Positionen eines A.s mit dem reinen Bewußtsein (Rationalismus) und eines A.s mit der reinen sinnlichen Erfahrung (Empirismus, Sensualismus) gelangt. Nach Kant sind beide Möglichkeiten, die Zurückführung der Erfahrung auf das Bewußtsein und die Zurückführung des Bewußtseins auf Erfahrung, methodisch undurchführbar.

Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Mannheim/Wien/Zürich 1971

Geduld, von dulden, ertragen, ist die ruhige Ertragung der Uebel, Leiden und Beschwerden, ohne leidenschaftliche und harmvolle Sehnsucht nach ihrem Ende. Sie ist verwandt mit der Gelassenheit, welche uns bei frohen wie bei traurigen, vornehmlich das Ehrgefühl verletzenden Vorfällen, vor heftiger Aufwallung bewahrt und jedes Geschick und Ereigniß mit ruhiger Fassung und Würde zu tragen gewöhnt. Sehr oft ist die G. auch durch Sanftmuth veredelt, welche die Gemüthsruhe bei Erduldung von Beleidigungen und Kränkungen noch durch stille Heiterkeit erhöht. Der Geduldige ist aber keineswegs gefühllos und in eine stumpfsinnige Gleichgültigkeit versenkt, sondern sein Schmerz, dessen er sich wohl bewußt wird, thut sich bei ihm nicht in ungezügelten Ausdrücken des Jammers kund, stimmt ihn vielmehr zu einer gelassenen Wehmuth und verbirgt sich gewöhnlich in der Stille seines Herzens, sodaß ihn nur ein geübtes und sorgfältiges beobachtendes Auge gewahrt. Die G. entspringt aus dem klaren Bewußtsein der Unvollkommenheit aller irdischen und menschlichen Dinge und dem festen Vertrauen auf Gott, der allen Leiden ein Ziel gesetzt hat und keins ohne weise Absichten zutheilt; sie wird genährt und gestärkt von jenem edlen Gleichmuth der Seele, der bei der Freude von unmäßigem Sinnenrausche und in Leiden von unwürdiger Verzagtheit uns fern hält, von der Zufriedenheit mit Wenigem und von dem heiteren Genusse des frohen Augenblicks, zur Erholung und Erkräftung für die bevorstehende Ungunst des Schicksals; sie erwirbt

endlich ein gegründetes Mitleid und Wohlwollen Anderer und ist die unerläßliche Bedingung zu einem glücklichen Leben, das ohne sie nur zur Last werden müßte.

Rheinisches Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. Herausgegeben von einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten. Köln am Rhein 1839

GEDULD (teutsche Sprache und Synonymik, Moral und Lebensphilosophie überhaupt). Das teutsche Wort "Geduld" bezeichnet im Sprachgebrauch des gemeinen Lebens 1) das Beharren oder Verbleiben an einem Orte (z.B. "er hat an

keinem Orte lange Geduld"); 2) das ruhige Abwarten einer bevorstehenden Handlung oder Begebenheit, besonders wo es allein für sich gebraucht wird, z.B. Geduld! nur einen Augenblick Geduld! und statt des Imperativs "gedulde dich!" steht; 3) in einigen Gegenden soviel als Schutz vor der Witterung, z.B. ein Baum steht "in der Geduld," ein Zimmer liegt "in der Geduld," wenn der eine oder das andere vor Wind und Wetter geschützt ist; 4) die Tugend der Mäßigung unangenehmer Gefühle bei Unglücksfällen, Leiden oder Schmerzen (wovon gleich mehr); 5) die Nachsicht gegen Andere in Bezug auf ihre Schwächen oder Fehler [...].

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber Professoren zu Halle, 1852

Geduld, die durch Uebung gewonnene, oder in der natürlichen Anlage vorhandene Fertigkeit, mit ruhigem Gleichmuth Anstrengungen, Beschwerden, Leiden u. Widerwärtigkeiten zu ertragen. Soll dieselbe als eine Tugend gelten, so darf sie nicht etwa bloße Passivität seyn, d.h. sich ausschließlich im widerstandslosen Dulden zeigen, sondern sie muß sich auf Gemüthsstärke gründen und mithin ebensowohl sich in unerschütterlicher Beharrlichkeit im Verfolgen eines vorgesteckten Zieles, als in ruhiger, resignativer Ergebung in das Unvermeidliche bethätigen. Die erstere mehr aktive Art der G. findet sich vorwaltend beim männlichen Geschlecht, die andere mehr passive beim weiblichen. Daher kommt es, daß weibliche Individuen in der Regel sich bei Krankheiten geduldiger, als männliche beweisen, während letztere dagegen mehr solchen Unternehmungen gewachsen sind, zu deren Durchführung ein großes Maß von Ausdauer und Anstrengung erforderlich ist. Der Gegensatz von G. ist Ungeduld.

Meyer's Neues Konversations-Lexikon für alle Stände. In Verbindung mit Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern und Technikern. hg. von H. J. Meyer. Hildburghausen New-York 1858

Geduld, die dauerhafte Gemüthsstimmung, welche als thätige G. sich durch entgegenstehende Hindernisse nicht abschrecken, als leidende G. sich durch unvermeidliche Unglücksfälle nicht in Klagen fortreißen läßt und sich von der Duldsamkeit dadurch unterscheidet, daß sie nicht wie diese gegen Meinungen, sondern gegen Widerstände gerichtet ist; von der Gefühllosigkeit aber dadurch, daß sie die letztern wirklich und zwar schmerzlich fühlt; von der willenslosen (blinden) Ergebung (Resignation) dadurch, daß sie jene Widerstände nicht nur kennt, sondern mit Willen entweder besiegt, oder sich ihnen unterwirft.

Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Leipzig und Wien 1894

Geduld, als Charaktereigenschaft die Fähigkeit ruhigen Ertragens von Widerwärtigkeiten und beharrlicher Durchführung eines Vorsatzes. In der *christl. Ethik* gilt diese Ausdauer als Unterpfand des Heils (Luk. 21,19).

Der Große Brockhaus. Wiesbaden 1954

Geduld, als Tugend sittl. Grundhaltung des Menschen. In der aristotel. und stoizist. Tradition gilt sie als Teil der Tapferkeit (griech. hypomoné = das Darunterbleiben).

Im christl. Altertum wird die G. Grundtugend christl. Daseins genannt, und zwar als Beharren im Guten. Dazu wird die Standhaftigkeit der Märtyrer G. genannt. Bibl. Beispiele der G. sind im A. T. Hiob, im N. T. der leidende Jesus. Die Scholastik (Thomas von Aquin) verbindet antike und christl. Vorstellungen und nennt die G. eine moral. Tugend. Sie steht im Gegensatz zu resignierendem Duldertum und ist gnadengewirkte Kraft des Geistes. Im heutigen Verständnis wird G., wo sie nicht als reine Passivität oder gar als Fatalismus begriffen wird, als innere Kraft angesehen, die dem Ich, Menschen, Dingen und Gott Zeit läßt, Schwierigkeiten hinnehmen und Schweres ertragen kann. - Die Bibel spricht in analogem Sinn von der G. Gottes und meint damit seine Langmut, mit der er sein gerechtes Strafgericht hinausschiebt (2. Mos. 34, 6) und dem Sünder Zeit zur Bekehrung gibt (Röm. 2,4; 2. Petr. 3, 9). In diesem Sinn ist G. eine bes. Weise der Barmherzigkeit und hat Sollenscharakter für den Menschen (Matth. 18, 23-35; 1. Thes. 5, 14).

Meyers Enzyklopädisches Lexikon. Mannheim/Wien/Zürich 1973

Geduld [ahd. (gi)dult, zu dolen 'tragen', 'dulden'], Langmut, Nachsicht; das auf der Haltung der Gelassenheit beruhende tapfere Standhalten, die Ausdauer in Mühen und Gefahren und das Wartenkönnen auf den rechten Augenblick des Handelns; in der Ethik des Aristoteles und der Stoa Teil der Tapferkeit; bezeichnet nach stoischer Lehre den Gleichmut des Weisen in den Wechselfällen des Lebens, der zum Erweis wahrer Freiheit und zu innerer Größe führt. - Vorbild der G. ist im A. T. Hiob, im N. T. Jesus in der Passion. Inhalt der christl. G. ist das Vertrauen auf die eschatolog. Zukunft; sie wird damit zum Teil der Hoffnung.

Brockhaus Enzyklopädie. Mannheim 1989

HOFFNUNG ist Erwartung des zukünftigen Angenehmen. Da solche Erwartung nicht allein aus dem Glauben folgt, sondern gleichsam ein Theil desselben ist, so kann es befremden, daß die Hoffnung zuweilen in der heil. Schrift, welche sonst sogar das Glauben durch das Hoffen definiert (Hebr. 11, 1), neben den Glauben gestellt wird, als wäre sie darin nicht schon begriffen; z. B. 1. Cor. 13, 13., wo Glaube, Hoffnung, Liebe als drei bleibende Stücke nebeneinander gesetzt werden. Man kann dies allenfalls dem in jener Zeit natürlichen Mangel an philosophischen Begriffsunterscheidungen zuschreiben. Vielleicht dachte sich aber hier Paulus unter Hoffnung den Zustand des gänzlichen inneren Hinausseins über die irdischen Verhältnisse, des Lebens im Vorgenusse der zukünftigen Güter, wie er diesen Zustand auch 2 Cor. 6, 9. 10. näher beschreibt. Da ist die Hoffnung als eine gewisse Art des schon erreichten Besitzes und Schauens wenigstens einigermaßen von dem Glauben verschieden. Sie ist nun auch insofern bleibend, als sie zwar durch Eintritt des Zukünftigen aufhört, Hoffnung zu sein, als doch aber dem Herzen hier nimmer entrissen wird, darin es einmal seine Zufriedenheit zu finden gelernt hat. (*Maertens.*)

Die Hoffnung ist eine der heilsamsten Seelenstimmungen des gesunden und kranken Menschen. Kein Gefühl begleitet ihn so durch das ganze Leben, als die Hoffnung. Sie ist es, die alle unangenehmen Vorstellungen verscheucht, unsere Seele mit Zauberbildern der Zukunft erfüllt, und somit auch alle Körperverrichtungen belebt. Sie ermutigt uns, auch die unfreundlichste Gegenwart, das schmerzlichste Weh zu ertragen, ja geleitet uns, wenn manches Gehoffte auch unerfüllt bleibt, selbst bis zur Grabesschwelle. Sie ist an sich immer wohlthätig, an sich nie schädlich,

und wirkt, der gemäßigten Freude gleich, auf unser Blut- und Nervensystem. Wer hoffen kann, der verlängert sein Dasein nicht bloß idealisch, sondern wirklich, physisch, durch Ruhe und Gleichmüthigkeit. - Freude und Hoffnung haben manches bedenkliche Nervenfieber und andere Krankheiten, haben manchen Wahnsinn in Kurzem geheilt. - Hoffnung und Glaube sind die großen göttlichen Tröster in jeglichem Lebensdrangsal.

Je weniger Antheil aber der kalt und ruhig prüfende Verstand an einer gefaßten Hoffnung hat, desto eitler ist diese, ja sie wird sogar zu einer chimärischen, an Raserei gränzenden, wenn der Verstand die Unmöglichkeit, oder auch nur Schwierigkeit ihrer Erfüllung einsieht. Demungeachtet soll man Niemandem die Hoffnung nehmen, am wenigsten dem Kranken, denn er verliert damit ein Hauptstärkungsmittel, einen Stützpunkt seiner Lebensdauer. "Wenn das Glück nicht kommt," sagt Rousseau, "so verlängert sich die Hoffnung, und der Reiz der Täuschung währt so lange, als die Gemüthsstimmung, welche sie erzeugt. Dieser Zustand ist sich also selbst genug, und die Unruhe, welche er bewirkt, ist eine Art von Genuß, der die Wirklichkeit ersetzt, und vielleicht auch werth ist. Man genießt minder den wirklichen Besitz, als die Hoffnung, und man ist nur glücklich, ehe man es wird."

Wird die Hoffnung zur Sehnsucht, so kann sie freilich, getäuscht und mit dem Gefühl von Unwillen gepaart, wenigstens auf kleinemüthige und verzagte Menschen, gesunde und ungesunde, leicht sehr feindlich wirken. Doch auch nichts mehr hoffen, gewährt zuweilen Ruhe. (*Th. Schreger*)

Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. Leipzig 1832

Hoffnung ist der zur Zuversicht gewordene Wunsch irgend eines zukünftigen Ereignisses und eines der schönsten Gefühle, deren das menschliche Herz fähig ist. Denn geht sie auch aus dem Bewußtsein vom Wechsel der irdischen Dinge hervor, setzt sie auch die Anerkenntnis der Unvollkommenheit alles Bestehenden voraus und wird sie auch von einer innigen Sehnsucht nach etwas Besserem begleitet; so ist sie doch keineswegs mit der Zufriedenheit unverträglich, sondern gibt vielmehr dieser erst einen festen Halt. Zufriedenheit ist ja nicht bloß das gemüthliche und für höhern Genuß unempfindliche Ruhen in dem bisherigen Besitze, sondern steht nur der unersättlichen Gier und Ungnügbarkeit entgegen, und da der Schöpfer in den menschlichen Geist das Streben nach Vorwärts als Grundbedingung aller Vervollkommnung gelegt hat, so ist es eben die H., welche auf den Fittichen der Phantasie getragen die Gewißheit der Erreichung des vorgesteckten Zieles dem Herzen im schönsten Lichte zeigt und die Hebelkraft der ganzen menschlichen Thätigkeit in sich vereinigt. Daher ist sie freilich hier stärker dort schwächer, hier weit umfassend dort auf einen besondern Gegenstand gerichtet und auch nach dem innern Zustand des Hoffenden selbst unendlich verschieden; aber des Geistes, in welchem sie wohnt, findet in ihr Sporn und Trieb zur Thätigkeit, die Brust fühlt sich durch sie zu muthiger Ausdauer erwärmt, das Herz vergißt in ihr der Leiden der Gegenwart und das ganze Wesen des Menschen wird durch sie in einer süßen Spannung erhalten, welche ihm in jedem Lebensverhältnisse reichen Stoff für seine vorwärtsstrebenden Neigungen gewährt. Darum wird auch das ganze menschliche Streben nur von der H. getragen und nur in ihr ist die Quelle aller Großthaten zu suchen, welche die Geschichte aufzuweisen hat; darum begeistert sie den Dichter

meist zu seinen schönsten Geisteswerken und ist das Band, welches alle Lebensverhältnisse auf das Innigste verknüpft. Kräftig und feurig durchdringt sie den Busen des aufstrebenden Jünglings, geleitet ewig jung den dahinwelkenden Greis in die kühle Grabesstätte; ja sie steigt hinüber in die Regionen jenseits des Grabes und kehrt zurück in des Menschen Herz als Seele seines innigsten Geisteslebens, der Religion. Wenn die H. erstirbt, erlischt daher auch der leiseste Funke des Glücks aus dem Herzen und mit ihm aller Werth des Daseins; es erscheinen dagegen alle Schrecken der Verzweiflung und leiten zu dem Entsetzlichsten, was der Mensch vollbringen kann. - Das griech. und röm. Alterthum bildete die H. als leicht einerschreitendes Mädchen, in der Rechten eine Blüte des Granatapfelbaumes, mit der herabgesenkten Linken das Gewand etwas lüftend. In Rom hatte sie viele Tempel und Altäre und trägt oft die Statue des *bonus eventus* auf der Hand.

Rheinisches Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. Herausgegeben von einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten. Köln am Rhein 1839

Hoffnung ist das freudige Gefühl, welches sich mit der Voraussetzung oder Erwartung eines zukünftigen Wohls verknüpft. Um hoffen zu können, muß der Mensch die Erinnerung erfüllter Wünsche, gelungener Pläne haben; wam Alles mißlang, der verlernt allmähig das Hoffen. Weil ferner das Angenehme selten vom Unangenehmen getrennt und die Zukunft ungewiß ist, so ist mit der Hoffnung meist auch Besorgnis oder Furcht, daß das Erwartete nicht eintreten könne, verbunden. Im Allgemeinen hat die Hoffnung die Wirkung, die Kraft der Seele im Leiden aufrecht zu erhalten; sie führt aber auch häufig, durch die Phantasie, welche das Erwünschte willkürlich vorstellt, in eine Region, aus der die Seele nur bitter getäuscht zur Wirklichkeit erwachen kann, wenn über der Zukunft die Pflichten der Gegenwart verabsäumt wurden und die Seele, wie man sagt, in Hoffnungen sich einwiegen ließ.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. Leipzig 1845

Hoffnung ist die mehr oder minder gewisse Erwartung eines freudigen Ereignisses und daher ein gemischter Gefühlszustand, in welchem sich das mit der Vorstellung des betreffenden Ereignisses associirte Lustgefühl mit dem Unlustgefühl einer größeren oder geringeren Unsicherheit über den wirklichen Eintritt dieses Ereignisses in den mannichfachsten Verhältnissen mischt. Die H. dient einerseitsals aufrechterhaltende Anregung, andererseits als abschwächende Spannung der Willensenergie, je nachdem sie den Eintritt des freudigen Ereignisses von der Selbstthätigkeit des Hoffenden abhängig erscheinen läßt oder nicht. Das Gegentheil der H. ist die Furcht, die Erwartung eines betrübenden Ereignisses. Die Aufgebung aller H. ist Verzweiflung. Gegenüber den mannichfachen Enttäuschungen der Wirklichkeit richtet der religiöse Glaube seine H. auf das Leben nach dem Tode. [...] Als allegorische Person wird die H. in unserer Zeit meist mit dem Glauben und der Liebe verbunden dargestellt, und zwar als weibliche Figur auf einem Anker (dem Symbol der H.) ruhend.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. Leipzig: F. A. Brockhaus 1877

Hoffnung (*Spes*), derjenige Affekt, welcher aus der Vorstellung eines zukünftigen Angenehmen, wie die Furcht aus jener eines zukünftigen Unangenehmen, entspringt. Dieselbe ist durch die Annehmlichkeit des Gehofften der Freude, durch die Abwesenheit desselben der elegischen Gemüthsstimmung (Wehmut) verwandt, von jener durch die Beimengung der Trauer über die Abwesenheit des Erfreulichen, von dieser als rückwärts gekehrtem Affekt durch den Umstand unterschieden, daß das Erfreuliche nicht hinter, sondern vor dem Hoffenden liegt. Da die Vorstellung eines Angenehmen den Wunsch desselben erzeugt, so kommt der Affekt, der dessen Erreichung voraussieht, dem letzteren entgegen; auf den Fittichen der Phantasie schwebt die H. dem Wunsche voraus, spornt den Geist zur Thätigkeit und erwärmt die sehnde Brust zu mutigem Aufschwung. Wird die H. von der (wenn auch nur subjektiv) sichern Überzeugung begleitet und getragen, daß das erhoffte Angenehme sich verwirklichen wird, so geht sie in Zuversicht über, wie die Furcht unter gleichen Umständen in Trostlosigkeit. Während H. und Furcht als reine Affekte der logischen Begründung entbehren und sich deshalb auch sehr häufig als thöricht erweisen (wenn auch eingeräumt werden muß, daß ohne die Gabe der H. manches Gute und Große nicht unternommen werden würde u. durch die Gabe der Furcht manches Schlimme und Böse im Keim unterdrückt wird), so haben im Gegensatz dazu Zuversicht und Trostlosigkeit immer einen logischen (verständigen) Charakter. H. tröstet zwar, aber nur für den Augenblick und nur wie ein willkommener Rausch,

der schmeichelhafte Traumbilder heraufführt; nur die auf Gründe (philosophische, religiöse, empirische) bauende Zuversicht gewährt nachhaltigen Trost.

Meyers Konversations-Lexikon. Leipzig und Wien 1895

Hoffnung, mathematische, in der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wenn es sich um einen bei einem Spiel, einem Unternehmen, einer Wette u. dgl. zu erwartenden Gewinn handelt, das Produkt aus der Größe dieses Gewinns u. der mathematischen Wahrscheinlichkeit des Gewinnens. [...] - Als moralische Hoffnung bezeichnet man das Verhältnis der mathematischen Hoffnung zum Vermögen dessen, der sie hat; sie ist für den reichen Mann und den Bettler sehr verschieden bei gleicher mathematischer Hoffnung beider.

Meyers Konversations-Lexikon. Leipzig und Wien 1895

Hoffnung, allgemein das jeden Lebenswillen speisende Ausgreifen nach etwas Erfüllendem, das noch Zukunft, aber auch erreichbare Möglichkeit ist; für den Christen die mit dem Glauben aufbrechende, auf Gottes Verheißung gestützte, unerschütterliche Zuversicht seines endzeitlichen Heils.

Bertelsmann Lexikon. Gütersloh 1990

Hoffnungslauf, *Sport*: zusätzlicher Qualifikationslauf für Verlierer des Zwischenlaufs, dessen Sieger am Endlauf teilnehmen darf.

Brockhaus Enzyklopädie. Mannheim 1989

hoffen: Das urspr. auf den nördlichen Bereich des Westgerm. Beschränkte Verb mhd. *hoffen*, mnd. *hopen*, niederl. *hopen*, engl. *to hope* ist vielleicht mit der

Wortgruppe von hüpfen verwandt und würde dann urspr. etwa "[vor Erwartung] zappeln, aufgereggt umherhüpfen" bedeutet haben.

Duden, Etymologie, Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, Mannheim 1963

Würde ist der innere Werth eines Gegenstandes, welcher darauf beruht, daß er seinen Zweck in sich hat. Vorzugsweise kommt daher die Würde der Person zu, denn sie ist ein Wesen, welches Zwecke erkennt, sich selbst setzt und danach seine Handlungen bestimmt. Daß ein Gegenstand aber keinen Zweck in sich selbst hat, hindert ihn nicht, auch Zwecke nach Außen zu erfüllen, d. i. nützlich zu sein; nur ist diese Beziehung der ersteren untergeordnet.

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände.
Leipzig: F.A. Brockhaus 1830

Würde, ist sowohl der absolute innere Werth, der moralischen Wesen ausschließlich eigen ist, als der äußere Glanz, welcher einzelnen Personen im Verhältnis ihrer bürgerlichen Stellung zukommt. Sie ist der hervorstechende Charakter des männlichen Geschlechtes, deren Stelle beim weiblichen die Anmuth einnehmen soll, wiewohl demselben auch vom sittlichen Standpunkte aus jene nicht abgesprochen werden kann. Vgl. Schiller "Über Anmuth und Würde" (Lpz. 1793).

Rheinisches Conversations-Lexicon, Köln am Rhein 1845

Würde im ästhetischen und ethischen Sinne kann nur im Zusammenhang mit dem Begriff der Anmuth erklärt und bestimmt werden. Schiller's Abhandlung "Über Anmuth und Würde" hat auch hier den Gegenstand ästhetisch und philosophisch erschöpft. Wie die Anmuth der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist die W. der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung, der bewußten freien Beherrschung der sinnlichen Triebe und Neigungen durch die Kraft des sittlichen Willens. Die Anmuth zeugt von einem ruhigen harmonischen Gemüthe, von einem empfindenden Herzen, die W. zeugt von selbständiger Kraft, die den Willen bändigt und zu festem Maß zwingt. Die Anmuth erweckt Wohlgefallen und Liebe, die W. dagegen Achtung und Ehrfurcht. Der höchste Grad der Anmuth ist das Bezaubernde, der höchste Grad der W. ist Anmuth und Majestät. Aus der affectirten Anmuth wird Ziererei, Koketterie; aus der affectirten W. wird Feierlichkeit und Gravität.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie.
Leipzig: F. A. Brockhaus 1879

Würde, eine Art der Erhabenheit, insbes. diejenige, die auf relativer Ruhe, Gemessenheit, stetiger Gleichmäßigkeit in irgend einer Art der Kraftentfaltung, sicherer Planmäßigkeit, Besonnenheit, Festigkeit des Wollens, Beständigkeit des Charakters beruht. Formen haben W. und in dieser W. eine eigenartige Schönheit, wenn in ihnen ein derartiges inneres Wesen oder eine solche innere Weise des Verhaltens sich kundgibt oder kundzugeben scheint.

Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens.
Leipzig und Wien 1897

Würde, im ästhetischen Sinne die an das Erhabene grenzende Erscheinungsweise, ist beim Menschen bedingt durch den Ausdruck innerer Überlegenheit, Festigkeit und Ruhe.

Meyers Kleines Konversations-Lexikon. Leipzig und Wien 1910

Würde, 1) die einem Menschen kraft seines inneren Wertes zukommende Bedeutung; achtungfordernde Haltung. **2)** Rangstufe, Ehrenstelle, Amt.

Der Große Brockhaus, F. A. Brockhaus Wiesbaden 1957

Würde, Achtung gebietender innerer Wert; eine Haltung, die durch das Bewußtsein vom eigenen Wert oder von einer geachteten Stellung bestimmt wird; mit hohem Ansehen verbundene Stellung.

Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Mannheim/Wien/Zürich 1979



Die Hagsfelder Wörter entstanden im August und Oktober 2009 im Auftrag des Karlsruher Friedhofsamts. Die Wörter "Anfang", "Geduld" und "Würde" habe ich selbst vorgeschlagen, auf Anregung von Matthäus Vogel, dem Leiter des Karlsruher Friedhofsamts, wurde das Wort "Hoffnung" zusätzlich in das sprachliche Ensemble aufgenommen. Die Parkanlage, deren Bestandteil die Wortobjekte sind, wurde geplant von Marianne Hanyßek, es wurde ihr der Name "Hoffnungspark" gegeben.

Lothar Rumold, Karlsruhe, November 2009

Fotos: Marianne Hanyßek und Lothar Rumold
Text und Layout: Lothar Rumold